

Recht und Volksentscheid.

Von Geheimrat Prof. D. Dr. Wilhelm Kahl, Mitglied des Reichstages.

Im Volksentscheid vom 20. Juni gehts um Recht. Nur um Recht, nicht um Politik. Es soll darüber abgestimmt werden, ob das gesamte Vermögen der ehemaligen Fürsten, Fürstenhäuser, ihrer Familien und Familienangehörigen „ohne Entschädigung enteignet“ werden darf. Ob Dein Privateigentum weggenommen werden kann, bestimmt sich ausschließlich nach den im positiven Recht vorgesehenen Voraussetzungen. Fehlen diese Voraussetzungen, so ist die Wegnahme Gewalt, Unrecht. Sie fehlen im vorliegenden Falle vollständig. Daß man die Wegnahme durch das Mittel eines Volksgesetzes bewirken will, ändert daran nichts. Auch ein Gesetz kann rechtswidrig sein. Nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt kommt es an. Diesen Inhalt sucht man mit dem Schein der Rechtmäßigkeit zu umkleiden, indem man der Vermögensentziehung den verfassungsmäßigen Namen „Enteignung“ gibt. Diese aufgesetzte Etikette ist jedoch falsch und trügerisch. Der Fall einer Enteignung im feststehenden Sinn des deutschen Rechts und der Reichsverfassung liegt hier überhaupt nicht vor. Enteignung ist gesetzliche Übertragung des Eigentums von dem bisherigen Inhaber auf einen andern zu dem alleinigen Zwecke, die Durchführung eines bestimmten Unternehmens, einer Eisenbahnanlage, eines Kanalbaus, eines Fabrikbetriebs und dgl. zum Wohle der Allgemeinheit, sei es gegen, sei es ohne Entschädigung, zu ermöglichen. Die Enteignung richtet sich allemal nur gegen bestimmte Sachen, deren Uebertragung der Gesamtheit für ein gemeinnütziges Unternehmen unentbehrlich ist, nicht aber gegen bestimmte Personen oder Personalklassen. Die Revolution hat die Konfiskation der Fürstentümer ausgedrückt abgelehnt. Die Volksbeauftragten haben damals jeden Eingriff in das Privateigentum der Fürsten als rechtswidrig zurückgewiesen. Wenn heute die Kommunisten die Konfiskation fordern, so nimmt das nicht wunder. Denn sie treiben fortgesetzt überhaupt nur Revolution. Mit zynischer Offenheit erklären sie den Sieg über die Fürstentümer nur als den ersten Anfang des Systems der „entschädigungslosen Enteignung“. Daß nunmehr auch die Sozialdemokratie, nachdem sie die ersten Konfiskationsgesetze der Kommunisten mit Hohn zurückgewiesen hatte, dem Volksbegehren, besser der Volksbegehrlichkeit, zujubelt, ist ein vollkommener Bruch und Widerspruch mit ihrer Haltung in der Vergangenheit. Es ist Angst vor der Konkurrenz der Genossen von links. Vollends ist das Doppelspiel der demokratischen Parteileitung ein Vorgang, den ich im Interesse der ehrlichen Einschätzung dieser Partei selbst aufs tiefste beklage. Für einen offensiblen Rechtsbruch gibt man die Entschädigung nicht frei. Das ist auch die Ansicht vieler Demokraten und schließlich, wie ich nach der Erklärung vom 1. Juni annehmen muß, auch der demokratischen Reichstagsfraktion.

Soweit bei der Auseinandersetzung Fragen der Aufwertung eine Rolle spielen, soll selbstverständlich auch auf die ehemaligen Fürsten nur das allgemeine Recht Anwendung finden. Wo Länder und Fürstenhäuser sich bereits verglichen haben, soll es der Regel nach dabei verbleiben. Ergangene rechtskräftige Urteile müssen, soweit nicht im Einzelfalle aus höheren Rücksichten der Gerechtigkeit eine zeitgemäße Ausnahme geboten erscheint, respektiert werden. Auf diesem sorgfältig durchgearbeiteten Grundgedanken beruht nach dem Vorbild des früheren Kompromisses der neue Regierungsentwurf. Er geht in seinen Einzelheiten in der Herabsetzung der Fürstenansprüche ohne



Lloyd George,

der bekannte Führer der englischen Liberalen, ist gegen den Widerpruch einer starken Minderheit wieder zum Vorsitzenden der Liberalen Unterhausfraktion gewählt worden.

hin schon bis an die äußerste Grenze dessen, was vor dem Rechtsgewissen noch verantwortet werden kann. Aber er bricht und verleugnet wenigstens nicht das Recht wie der begehrte Volksentscheid. Diesem Regierungsentwurf muß zum Siege verholfen werden. Das kann nur geschehen durch Abwehr der im Volksentscheid geforderten rechts- und verfassungswidrigen Vermögenskonfiskation.

Fürstenteignung und Mittelstand

Von Dr. Wienbed, M. d. R., Handwerkskammerpräsident.

Aber Sinn und Zweck des Volksentscheides am 20. Juni herrschen in allen Schichten des Volkes die unklarsten Vorstellungen. Ein alter Forstausseher fragte mich neulich mitten im Walde, wie er sich bei der Abstimmung verhalten solle. Er selbst und manche Bauern der umliegenden Dörfer seien der Ansicht, daß die Fürsten etwas von ihrem Besitz abgeben könnten. Als ich ihm klarmachte, daß es sich nicht um irgendeine Abgabe, sondern um eine völlige Enteignung handelt, geriet er in das größte Erstaunen und äußerte sich dahin, daß man doch auch den Fürsten etwas als Eigentum belassen müßte. Ihm und seinen Freunden sei es völlig neu, daß der Volksentscheid die völlige Enteignung forderte. Unter diesen Umständen darf man natürlich überhaupt nicht zur Abstimmung gehen.

Wie im Bauernstande und bei den Landleuten, so ist man sich auch im gewerblichen Mittelstande vielfach nicht klar über die Bedeutung der Abstimmung; so haben z. B. manche Verbände, die Teile des Handwerks oder des Einzelhandels umfassen, sich nach beliebigen Vorbildern als neutral gegenüber dieser Abstimmung erklärt, d. h. sie wollen weder eine Parole für ihre Mitglieder ausgeben, noch Mittel, um den Volksentscheid zu bekämpfen. Diese Haltung muß im Interesse dieser Stände durchaus bedauert werden. Der tiefste Sinn des Volksentscheides ist der, zum erstenmal im deutschen Recht das Grundrecht eines Staatsbürgers auf Privateigentum zu erschüttern.

Deswegen verkündeten die Berliner Straßenredner, die feinerzeit für das Volksbegehren eintraten, überall, daß man, wenn die Fürstenteignung gelänge, sodann an die Enteignung des Haus- und Grundbesitzes gehen würde. Auf diese Weise will man das

Ziel der Enteignung, des Besitzes überhaupt, also die Sozialisierung, erreichen. Dieser Kampf und sein Ziel haben also mit Parteipolitik nichts mehr zu tun, sondern es ist der Angriff des Bolschewismus auf den bürgerlichen Besitz. Ein solcher Angriff muß durch eine starke, offene Einheitsfront aller besterwerbenden Stände bekämpft werden. Der Handwerker, der Kaufmann, der Einzelunternehmer, ja auch der Arbeiter mit kleinem Haus- und Landbesitz, auch die kleinen Erben, wenn sie den sog. Volksentscheid nicht auf das schärfste abwehren. Die politischen Parteien, in erster Linie die Deutschnationalen, führen diesen Kampf für jeden Staatsbürger, auch für die Fürsten; es muß aber erwartet werden, daß die Erwerbsstände, die es angeht, dem Kampf nicht untätig zusehen.

Der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Arbeiter mit eigenem Besitz kann und muß den Kampf dadurch führen, daß er die Parole „Nicht hingehen zum Volksentscheid!“ nicht nur für sich und seine Familie, sondern für seinen ganzen Bekanntenkreis auf das schärfste vertritt und überträgt. Wer für den Volksentscheid eintritt, ist der geschworene Feind dieser Erwerbsstände und muß bekämpft werden um der einfachen Selbsterhaltung willen, die nicht das Geringste mit politischen Zielen und Programmen zu tun hat.

Entsehnstat in Dortmund.

Sechsfacher Mord und Selbstmord.

Ein fürchtbares Verbrechen verübte in Dortmund ein Schlächter Johann Blaschkowski. Der Mann überfiel in der Nacht seine schlafende Ehefrau und tötete diese und seine drei Kinder. Hierauf suchte er die eine Treppe höher wohnenden Kostgänger an und erschlug ohne jede Veranlassung mit einer Axt einen von diesen. Dann kehrte der Mörder in seine Wohnung zurück. Auf dem Wege kam ihm eine Frau entgegen, die Mutter von sieben Kindern. Auch diese schlug der Anhold nieder. Schließlich verübte er Selbstmord. Es ist anzunehmen, daß die Tat in einem Wahnsinnsanfall begangen wurde.

Blaschkowski, der seit längerer Zeit erwerbslos war, ernährte sich durch Zimmervermietungen. Allein in Dörschlag waren in drei Räumen 14 Kostgänger untergebracht. Er selbst wohnte mit seiner Familie in einem Zimmer, das zugleich als Wohnzimmer, Schlafraum und Küche diente. In einem Nebenraum wohnte eine Arbeiterin, die in der Nacht einen Wortwechsel zwischen den Eheleuten hörte. Da derartige Streitigkeiten an der Tagesordnung waren, legte die Nachbarin der Sache keine Bedeutung bei und schief wieder ein. Nach den Ermittlungen der Kriminalpolizei hat der Mörder nach dem Wortwechsel mit seiner Frau wahrscheinlich dieser und dann seinen Kindern mit einem schweren Zimmermannsaxt die Schädel zertrümmert. Der Befund der Leichen läßt darauf schließen, daß einige der Opfer längere Zeit im Todeskampf gelegen haben müssen. Nachdem der Unmensch sich vergewissert hatte, daß keiner seiner Familienangehörigen noch ein Lebenszeichen von sich gab, ging er in das obere Geschoss und drang in einen Raum ein, wo neun Kostgänger ihre Schlafstätten hatten. Einem von diesen, dem Kellermeister Fritz Wader, der als sein bester Freund galt und mit dem zusammen er noch am Abend vorher gegessen hatte, tötete Blaschkowski ebenfalls durch mehrere Wunden auf den Kopf.

Wie ein Hauch glitt es ihr ins Ohr: „Willst du mein werden, Adele, ich kann ja nichts anderes mehr denken als an dich, seit ich weiß, wie groß deine Liebe zu mir ist.“

„Willst du mein werden? Da war die Frage, die sie erwartete, wenn auch nicht heute, die Frage, die ihrer Eitelkeit ein süßes Labsal bereite. Kaum achtzehn Jahre war sie, und schon bot sich ihr der Verlobungsring. Sie brauchte nur „Ja“ zu sagen, und die Freundsinnen plakten sicher vor Neid.“

Auch Meta würde sich ärgern, trotzdem sie ein bißchen Verlobung gespielt. — Und bald ward sie dann frei von Mama's Füßeln, die allerdings niemals unbequem waren, aber Selbstständigkeit war doch vorzuziehen. Der Titel „Frau“ war der Schlüssel zu allem, was einem jetzt verboten war. Als Mädchen muß man eigentlich immer an der Kette, als Frau war man frei.

Man brauchte nicht mehr mit dem Taschengeld auszukommen, konnte sich mehr Kleider und Hüte kaufen und im Sommer hinreisen, wohin man wollte, und nicht wohin Mama wollte. Mit leuchtenden Augen gab sie Hans Elmhorst ihr Jambon.

Hans zog die Hand Abels an die Lippen und förmlich in Anbacht erfüllte ihn. Nun war er Bräutigam, ein blondes, junges Mädchen wollte sich ihm fürs ganze Leben geben.

Weshalb war ihm nur so bekommen zumute, so schwer? Er begriff nicht, weshalb er nicht aufbuckelte, den andern dadurch sein Glück verfühndend?

Auch Adele schien Ähnliches zu denken, und da er sie neben ihr sitzen blieb, sprang sie empor und slog auf die Mauer zu, die zwischen Frau Elmhorst und Meta auf einer Bank neben der Klügelstür saß.

„Mama, ich habe mich, ich habe mich —“
Hans stand schon neben ihr und stollerte: „Verlobt! Willst du Adele sagen.“

Erna Elmhorst war wenig erstaunt, sie hatte diese Entwidlung der Sache kommen sehen, und es blieb nun nichts übrig als „Ja und Amen!“ zu sagen. Frau Sternhof lächelte befriedigt. Jetzt trat sie also in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu der erklüfteten Frau Elmhorst. Aber trotz ihrer Zufriedenheit tat sie erstickt.

„Um des Himmels willen, Adele, du bist noch so jung, ich kann mich noch nicht von dir trennen.“
Erna Elmhorst sagte überlegen:

(Fortsetzung folgt.)

Gefina van Ingen.

Originalroman von Anny v. Panhuys

(Nachdruck verboten.)
27) (Abdruckrecht durch Karl Köhler & Co., Berlin W. 15.)

Nun brachte er die vier Zellen nicht aus seinem Gedächtnis, wie mit seinen flingenden Hämmerchen schlugen sie sich in sein Hirn fest und er mußte sich zusammennemen, um die huldigen Worte nicht laut zu sprechen, sie nicht Adele zuzurufen. Am ihn herum redete man von wichtigen Dingen, von allem, was der Alltag gab. Hans Elmhorst konnte es kaum noch mit anhören. Wie durfte man so oberflächliches Zeug schwätzen, wenn eine dabei saß, die aus Liebessummer den Tod gerufen. Aber er mußte sich unwissend stellen, durfte nicht merken lassen, daß er über alles, alles unterrichtet war.

„Sie sehen etwas bleich aus, Fräulein Adele, waren Sie leiblich krank?“

Er konnte diese Frage nicht unterdrücken. Adele war das Lachen nahe, aber ein warnender Blick der Schwester gab ihrem Gesicht rasch die sanfte Melancholie zurück. „Ja, ich war leiblich krank,“ erwiderte sie, „doch nicht nennenswert.“

Er war hingerissen. „Nicht nennenswert?“ O, die holde, süße Dulbertin.

Sie erkundigte sich nach seinem Examen. Das lenkte ihn von den feierlichen Gedanken ab und ein angeregtes Gespräch kam in Gang.

Indessen unterhielten sich die beiden älteren Damen genau über dasselbe Thema, das Examen, und Erna Elmhorst erzählte, daß Hans, sobald er es bestanden habe, in der Nervenklinik des berühmten Geheimrats Wolter eintreten würde, der ein guter Freund ihres Mannes sei und Hans gerne bei sich aufnehmen wolle, um ihm Gelegenheit zu praktischen ärztlichen Erfahrungen zu geben, da Hans sich später als Spezialist für Nerventraktanten zu betätigen gedente.

„Dann beabsichtigt wohl Ihr Sohn, später ein Sanatorium zu führen?“ fragte Frau Sternhof und fand, das war gar kein schlechter Zukunftsplan. Es gab Sanatorien für Nervenleidende, in denen das Geld geschäftelt wurde. Wenn es der leitende Arzt verstand, sich namentlich mit den reichen Patientinnen gut zu stehen, den Ton zu treffen, den sie hören wollten, dann war so ein Sanatorium eine Goldgrube. Ihr schwebte ein riesiger schloßartiger Bau vor in irgend einer idyllischen Gegend, mit vielen Aezzen und großem Personal, mit Autos und ele-

ganten Equipagen. Der Leiter, dessen Namen ein Nimbus umwob, war wie ein Herrscher, und seine Frau dadurch wie eine Herrscherin. Geld, so ein Sanatorium zu begründen, war ja vorhanden, die Elmhorsts waren reich und Adele kam auch nicht mit leeren Händen. Drollig, daß sie bei diesem Zukunftsplan, das ihre eifrige Fantasie malte, ganz selbstverständlich an Adele dachte.

Die Antwort Erna Elmhorsts entriß sie ihren Gedanken. „Außer, daß mein Sohn nach bestandenen Examen unter Geheimrat Wolter arbeiten will, haben wir noch keinerlei Zukunftspläne für ihn gemacht. Wozu auch, die nächsten Jahre sind doch damit in festumrissene Grenzen eingegrenzt.“

Wie nüchtern das klang. Frau Sternhof ärgerte sich darüber und hätte am liebsten das bunt und farbenprächtig angezeichnete Zukunftsplan, das ihr vorschwebte, bestaunen lassen. Aber sie wußte nicht recht, wie sie mit Ihrer Sobelt, der Gärtnerfrau daran war, doch mit Adele wollte sie späterhin einmal gelegentlich davon sprechen, die besaß den richtigen Sinn, die rechte Auffassungsgabe für dergleichen.

Nach dem Tee begab man sich in den kleinen Wintergarten. Ein Zimmer mit hoher, Scheiben, schlanken Palmen in großen Kübeln und einer winzigen Fontäne. Hans Elmhorst fand sich plötzlich mit Adele auf einem Korbflochten hinter einer breiten Pflanzengruppe. Und da konnte er nicht mehr an sich halten.

„Adele, liebe, geliebte Adele, ich weiß alles.“
Sie schaute ihn erschreckt an, denn im Augenblick dachte sie nicht an Metas Schwindel.

„Sie haben sterben wollen, Adele!“
„Gut, daß er sie erinnerte. Sie drehte ab. „Wie durfte meine Schwester plaudern —“

Hans Elmhorst griff nach ihrer schlanken Hüfte, an welcher her die Türkisring steckte.

„Zürnen Sie Ihrer Schwester darob nicht, ich bin froh, daß sie gesprochen hat, denn mir ist's seitdem, als hätte ich ein süßes trauriges Märchen erlebt, das ich vielleicht in ein frohes wandeln kann, wenn ich will. Und ich möchte das, Adele, denn seit ich weiß, wie groß deine Liebe zu mir ist, weiß ich auch, daß ich an deiner Seite der glücklichste Mensch sein werde.“ Er neigte sich ihr zu und wie ein verliebter Vetter flüsterte er:

„Auf Händen möchte ich dich tragen.
Mit Sonnenglanz dich überschatten.
Nächt Sterne in das Haar dir stecken,
Aus Blumen dir die Kleider weben —“

Adele machte ein andächtiges Gesicht, während sie dachte, für einen sentimentalischen Narren hätte sie Hans Elmhorst nicht gehalten, aber es war ganz gut, wenn er so Einer war. Schließ-

lich ward man mit solchen Menschen wenn man ihn richtig zu behandeln verstand, leichter fertig, als mit einem nüchternen und feilen.

Wie ein Hauch glitt es ihr ins Ohr: „Willst du mein werden, Adele, ich kann ja nichts anderes mehr denken als an dich, seit ich weiß, wie groß deine Liebe zu mir ist.“

„Willst du mein werden? Da war die Frage, die sie erwartete, wenn auch nicht heute, die Frage, die ihrer Eitelkeit ein süßes Labsal bereite. Kaum achtzehn Jahre war sie, und schon bot sich ihr der Verlobungsring. Sie brauchte nur „Ja“ zu sagen, und die Freundsinnen plakten sicher vor Neid.“

Auch Meta würde sich ärgern, trotzdem sie ein bißchen Verlobung gespielt. — Und bald ward sie dann frei von Mama's Füßeln, die allerdings niemals unbequem waren, aber Selbstständigkeit war doch vorzuziehen. Der Titel „Frau“ war der Schlüssel zu allem, was einem jetzt verboten war. Als Mädchen muß man eigentlich immer an der Kette, als Frau war man frei.

Man brauchte nicht mehr mit dem Taschengeld auszukommen, konnte sich mehr Kleider und Hüte kaufen und im Sommer hinreisen, wohin man wollte, und nicht wohin Mama wollte. Mit leuchtenden Augen gab sie Hans Elmhorst ihr Jambon.

Hans zog die Hand Abels an die Lippen und förmlich in Anbacht erfüllte ihn. Nun war er Bräutigam, ein blondes, junges Mädchen wollte sich ihm fürs ganze Leben geben.

Weshalb war ihm nur so bekommen zumute, so schwer? Er begriff nicht, weshalb er nicht aufbuckelte, den andern dadurch sein Glück verfühndend?

Auch Adele schien Ähnliches zu denken, und da er sie neben ihr sitzen blieb, sprang sie empor und slog auf die Mauer zu, die zwischen Frau Elmhorst und Meta auf einer Bank neben der Klügelstür saß.

„Mama, ich habe mich, ich habe mich —“
Hans stand schon neben ihr und stollerte: „Verlobt! Willst du Adele sagen.“

Erna Elmhorst war wenig erstaunt, sie hatte diese Entwidlung der Sache kommen sehen, und es blieb nun nichts übrig als „Ja und Amen!“ zu sagen. Frau Sternhof lächelte befriedigt. Jetzt trat sie also in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu der erklüfteten Frau Elmhorst. Aber trotz ihrer Zufriedenheit tat sie erstickt.

„Um des Himmels willen, Adele, du bist noch so jung, ich kann mich noch nicht von dir trennen.“
Erna Elmhorst sagte überlegen:

(Fortsetzung folgt.)